

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	15 (1939-1940)
Heft:	12
Artikel:	Frauen im Dienst : schweizerische Anfänge - finnisches Vorbild
Autor:	[s.n.]
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1066547

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Turmlotte (Fliegerbeobachterin)

Frauen im Dienst

Schweizerische Anfänge — finnisches Vorbild

Wir veröffentlichen im nachfolgenden die Erlebnisse einer F. H. D.-MOTORFahrerin während der Mobilisation im Mai. Sie beweisen, wie ernst die Angehörigen unseres Frauenhilfsdienstes ihren Dienst nehmen, und wie sehr sie es verdienen, ernst genommen zu werden. Sie zeigen aber auch, was für eine ungeheure Arbeit noch geleistet werden muss, um den F. H. D. zu dem auszubauen, was er sein kann.

Was die Frauen für die Verteidigung eines Landes zu leisten imstande sind, wenn sie den Willen dazu haben

und die nötige Ausbildung, das hat die finnische Frau bewiesen. Wir bringen anschliessend an den schweizerischen Beitrag einen kleinen Auszug aus dem prachtvollen Buch von Estrid Ott « Mit den finnischen Lottas », das in nächster Zeit im Schweizer-Spiegel-Verlag erscheint. Es trägt den Untertitel « Vom Heldentum der Frau ». Mit Recht: es wird auf jede Schweizerfrau tiefen Eindruck machen und jenen Geist anfeuern, der auch in jeder von ihnen schlummert, es — wenn es nötig werden sollte — den finnischen Frauen gleich zu tun.

Erinnerungen einer F.H.D.-Motorfahrerin aus dem Aktivdienst

Meine Fahrt nach dem Einrückungs-ort war so schön, dass mir die Tränen in die Augen stiegen und der Schwur in mir feststand, dass mir kein Opfer zu gross sein sollte, um dieses Land verteidigen zu helfen. In B. herrschte ein Gewimmel von Soldaten, Pferden, Autos und Wagen. Kein Mensch konnte mir sagen, wo hin ich mich zu wenden habe. Ich setzte mich in ein Café, um von dort aus die Ankommenden im Auge zu haben. Endlich fuhren noch andere Wagen vor, und einige Fahrerinnen, die ich vom Einführungskurs her kannte, sahen sich ebenso verloren um, wie ich es getan hatte. Ein Mädchen mit Schnüren am Ärmel tauchte auf und stellte sich als Vorgesetzte vor. Dann wies uns ein Sanitätsoberst zu unserm Kantonement, einem Mädchen-seminar.

Wir sahen uns gegenseitig an. Ich begrüßte einige Zimmerkameradinnen aus dem Einführungskurs im Herbst. Die andern waren mir fremd. Wir waren eine zusammengewürfelte Schar von zwanzig-jährigen Mädchen bis zur Ältesten, einer 56 Jahre alten Frau. Leider hatten sich die wenigsten um ihre Uniformen gekümmert. Die eine trug Skihosen, eine andere Reithosen, manche Hosenröcke, es gab sogar solche in Zivilkleid und Hut. Der Oberst musterte uns mit unzufriedenen Blicken: für sein militärisches Auge waren wir kein erfreulicher Anblick. Schliesslich verfiel er auf den Ausweg, uns zur Arbeit blaue Soldatenkaputs und Policemützen fassen zu lassen.

Unser Quartier befand sich in der Turnhalle — arrangez-vous! Nachts um 10 Uhr brachten uns einige abgehetzte H. D.-Männer eine Camionladung Matratzen; wir hatten wirklich gefürchtet, uns mit den Turngeräten als einzigm Mobilier begnügen zu müssen.

Ein Mobilmachungstag vergeht immer mit Warten und dem Empfinden, vollkommen überflüssig auf dieser Welt zu sein. Es kamen Befehle, weitere Autos zu fassen, Befehle, sich an einem gege-

benen Ort zum Essen einzufinden. Dann kam nichts mehr. An dem strahlend schönen Pfingstsamstag sassen wir im Garten des Seminars und warteten. Es wurde wenig gesprochen an jenem Nachmittag. Wir sassen da und hingen unsren Gedanken nach. « Unsere Pfingstpläne, die liegen im Wasser », sagte ein junges Ding. « Ich wollte heute . . . » fing eine andere an, dann verstummte sie, wir haben nicht erfahren, was sie sich an jenem Pfingstsamstag vorgenommen hatte.

Später kam der Oberst mit Befehlen und ein Gasoffizier, um die Gasmasken anzupassen. Ich muss heute lachen, wenn ich an meine militärische Ahnungslosigkeit denke: das Anpassen der Masken zog sich in die Länge; ich dachte, für den Obersten sei das schrecklich langweilig und trat zu ihm, um ihn etwas zu unterhalten. Ich habe noch nie so einsilbige Antworten erhalten. Plötzlich dämmerte mir meine Unkorrektheit auf, ich trat mit rotem Kopfe zurück und machte mich hinter den Kameradinnen möglichst unsichtbar.

Uns Frauen liegt die Soldatenschule nicht; aber wenn man sie als Turnübung ansieht, geht es. Die Grussübungen waren uns etwas peinlich; wir setzten aber unsren guten Willen ein, und nach wenigen Tagen konnten wir in guter Ordnung durch die Strassen des Städtchens marschieren. Es gab keine Aufregung mehr, wenn uns ein Offizier begegnete.

Anfänglich machte sich der soziale Unterschied etwas lustig bemerkbar. Am ersten Abend stellten zwei Frauen aus dem Albanquartier ihre hohen Stiefel vor die Kantonementstüre. Sie glaubten, sie würden wie zu Hause vom Dienstmädchen geputzt. Es gab dann ein grosses Gelächter, als sie der Wachtmeister auf ihren Irrtum aufmerksam machte. Einige Frauen konnten zuerst auch ihr Bett nicht selbst machen. Sie sagten, das besorge halt sonst das Dienstmädchen. Aus lauter Kameradschaft wollten ihnen Kameradinnen diese Arbeit abnehmen; aber die

Wachtmeisterin griff sogleich ein und verlangte, dass jede ihr Bett selbst mache. So wurde es dann auch gehalten und von allen als richtig anerkannt.

Im Einführungskurs waren unsere Vorgesetzten Männer, Offiziere oder Unteroffiziere gewesen. Erst bei der Mobilisation hatten wir einen weiblichen Wachtmeister und einen weiblichen Fourier. Es ist zwar kein Zweifel, dass wir in Gottes Namen vor einem Mann mehr Respekt haben als vor einer Frau. Aber in unserer Kolonne ging es auch mit den weiblichen Unteroffizieren ausgezeichnet. Unser Wachtmeister machte es tatsächlich mit Liebe. Sie gab jeden Befehl so freundschaftlich, dass man nicht auf den Gedanken kam, zu widerstreben. Und vor allem war sie mit Leib und Seele um das Wohl ihrer Untergebenen besorgt.

Unser anderer weiblicher Vorgesetzter, der Fourier, ein junges Mädchen von 22 Jahren, war etwas wortkarger in ihren Befehlen, aber immer korrekt, klar, und nicht unnatürlich. Es hat mich geradezu gewundert, wie sie imstande war, als eine der Jüngsten unsere Corona, zu der auch eine Frau Oberst, eine Frau Doktor und eine Frau Direktor gehörten, zu meistern.

Die Kameradschaft war ausgezeichnet. Als wir einmal in den allerersten Tagen in Kolonnen durch die Stadt marschierten, kamen wir bei einem Glacestand vorbei. Da sprang eine von uns aus der Reihe und erstand sich eine Glace. Das hatte ein Offizier gesehen und unserm Hauptmann rapportiert. Der Hauptmann machte uns Vorhaltungen. Er sagte, dass dieses Mädchen jetzt eigentlich der ganzen Kolonne eine Glace stiften müsste und beauftragte die Stubenälteste, diese Sache in Ordnung zu bringen. Wir alle wussten aber, dass das Mädchen, das in Zivil Fabrikarbeiterin war, sich diese Busse nicht leisten konnte. So machte die Stubenälteste dem Mädchen überhaupt keinen Vorwurf und wartete, bis sich diese selbst bei ihr entschuldigte. Sie hat sich ausgezeichnet gehalten und ist nie mehr aus der Reihe getanzt.

Man weiss ja, dass es viel lauter zu-

geht, wenn zwanzig Frauen als wenn hundert Männer beieinander sitzen, und doch ist mir aufgefallen, dass es keinen Augenblick gab, in dem man die Frauen nicht hörte. Mit der Zeit habe ich mich aber auch daran gewöhnt.

In den Tagen der höchsten Alarmbereitschaft wurde morgens eine von uns abkommandiert, um die Frühzeitung am Kiosk zu holen und die Nachrichten am Frühstückstisch bekanntzugeben. Zum Glück verstand diese Kameradin etwas vom Zeitgeschehen, sonst hätten wir in jenen Tagen allzu wenig erfahren. Ich glaube, die Soldaten, männlich und weiblich, wären dankbar, wenn ihre Offiziere sie täglich in kurzen Worten über die Weltlage orientieren wollten. Es ist bedrückend, wenn höchste Alarmbereitschaft befohlen ist, und man gar nichts weiss. Nun, wir Fahrerinnen hörten, dass es vielleicht gelten sollte, unsere ganze Einsatzbereitschaft zu beweisen. Wir erhielten die Erkennungsmarken, der Notvorrat wurde uns ausgehändigt. Es hiess, die Rucksäcke müssten - gepackt und eine Decke in die Wagen gelegt werden. Wir fassten Sanitätsschachteln, Feldflaschen, Mäntel und Mützen — « legt euch schlafen, aber seid beim ersten Alarmsignal in fünf Minuten an den Wagen! »

Keine zeigte Angst, keine hat die Nerven verloren. Etwas stiller waren wir an jenem Abend, aber «derniers adieux» wurden keine gemacht. Ja, da lag man und lauschte auf das Alarmsignal. In jenen Nächten galt es, sich damit auseinanderzusetzen, dass es Ernst werden konnte. Bisher hatte, bei aller Bereitschaft, doch der Gedanke mitgespielt: « Wir sind neutral, der Ernstfall kann für uns nicht eintreffen. » Nun musste umgedacht werden, es galt, sich mit dem Ernstfall in seiner tiefsten Bedeutung abzufinden.

Auf dem Programm standen Nachübungen. Ohne Licht mussten wir in der Kolonne über Stock und Stein fahren! Noch kann ich es nicht begreifen, dass nichts passiert ist; denn unser Instructionsoffizier hat grosse Anforderungen

an die Fahrerinnen gestellt. Er hat sich auch nicht geniert, uns seine Meinung recht energisch zu sagen, wenn ihm etwas nicht passte. Es galt, sich daran zu gewöhnen, einen Befehl stumm entgegenzunehmen, auch wenn er uns nicht passte.

Die Hauptsache für alle war, den Humor nicht zu verlieren, oder ihn wenigstens schnell wieder zu erlangen. Denn es wurde wirklich viel verlangt. Bei den Tragübungen im Gelände wurde gelegentlich bis an die Grenze des Möglichen gegangen. Es kamen Tage, an denen wir alle in den Ruhepausen schachmatt auf unsren Matratzen lagen und die jungen Schülerinnen des Seminars, die gern mit uns Singübungen abhalten wollten, etwas unwirsch wegschickten.

Nach und nach bemerkten wir etwas sehr Erfreuliches: unser Marsch durch das Städtchen erregte kein unliebsames Aufsehen mehr! Wir waren innerlich und äusserlich eine Einheit geworden. Auch die männlichen Kameraden zeigten uns jetzt eine Art Respekt; sie merkten, dass wir es in keiner Beziehung besser hatten als sie.

Ich bin in der ganzen langen Zeit nicht ein einziges Mal zu spät gewesen, und doch bin ich keine Frühaufsteherin! Aber lieber stand ich vor den andern auf und schlich mich aus der Turnhalle, um wenigstens in Ruhe mich waschen und anziehen zu können. In dieser Beziehung sind die meisten Frauen viel empfindlicher als die Soldaten; wir haben unsren Spürsinn walten lassen, um in Privathäusern oder in Gasthäusern ein warmes Bad zu erlangen. Denn schmutzig waren wir oft. Keine von uns hatte geahnt, dass das gründliche Putzen unserer Wagen, der grosse Parkdienst, von uns verlangt werden würde. In den Ueberkleidern der schweizerischen Armeemechaniker wurden wir an die Wagen beordert und lernten das Radwechseln, das Schmieren, Oelen, Spritzen und Reinigen der Motoren, Chassis und Karosserien. Keiner dieser Wagen hat je vorher eine solche Reinigung erlebt, das steht fest. Stundenlang kratzten, putzten und ölten wir, und nach-

her hiess es erst noch, es sei nicht genügend! An jenem Tage habe ich fast geheult, ich hatte mir solche Mühe gegeben, und zwei Stunden später musste ich den blitzsauberen Wagen eine staubige Strasse fahren, um ihn abzugeben. Meine ganze Mühe war umsonst gewesen. Vielleicht aber doch nicht, denn wir alle hatten gelernt, unsere letzte Zimperlichkeit abzulegen, unsere Hände zu verderben, unsere Haare mit Oel zu beschmutzen . . . und dennoch den Humor zu behalten. Heiss hungrig setzten wir uns an unser Soldatenessen und trösteten uns mit einer Extraration von Erdbeertörtli, die ein benachbarter Konditor zu unserer Freude vortrefflich lieferte. Wir waren stolz, dass wir nicht versagt hatten.

Noch einmal galt es, nicht zu versagen; das war während einer Uebung, die von morgens 8 Uhr bis zum nächsten Morgen um 6 Uhr dauerte. Die allermeisten hielten aus. Der Lohn war ein Lob des Vorgesetzten. Das Durchhalten, ohne Aufhebens, ohne ein überflüssiges Wort, hatte ihm doch imponiert. Aber schon am nächsten Tage kam der Rückschlag: wir hätten trotz der Müdigkeit noch unsere Wagen putzen sollen, wir waren unzufrieden mit uns. Zu unserm Trost sagten wir uns: Wir sind eben Frauen, und unsere Leistungsfähigkeit hat ihre Grenzen.

Als es hiess, wir würden demobilitiert, waren wir froh; fast vier Wochen lang hatten wir ohne einen Tag Urlaub ausgehalten. Nun wollte eine jede gern für einige Zeit nach Hause. Aber als es wirklich hiess «abtreten», konnten wir es doch kaum glauben. Unsere Gemeinschaft sollte aufgelöst werden? Zum letztenmal setzte sich die Kolonne in Bewegung, demobilisiert, aber doch einem gemeinsamen Ziele zustrebend. Ein letztes Mal wollten wir alle gemeinsam zusammen mittagessen. Gemeinsam, und doch schon im Innern getrennt. Wir waren wieder Frauen mit verschiedenen Lebensinteressen, verschiedenen Alters. Freundschaftlich sassen wir um den Mittags-

tisch, aber in Gedanken befanden wir uns doch schon in unserm Zivilleben.

Der Abschied vollzog sich schnell und ohne Aufhebens. Dann kam das

Merkwürdige: im Zivilleben hatte jede Mühe, sich einzugewöhnen. Der Gedanke an die Kameradinnen, an das Zusammenleben wurde wieder übermächtig.

Das Vorbild: eine finnische Lotte

Sie war eine Arbeitsbiene. « Schreiben Sie nicht meinen Namen », sagte sie, « was ich tat, hätten Tausende anderer auch getan. Es gab niemand, der am meisten tat. Alle taten soviel sie vermochten.»

Aber lassen Sie mich ihre Geschichte erzählen.

Ich kam auf meinen Reisen als Kriegsberichterstatterin nach Rovaniemi, der Hauptstadt von Lappland, gleich nach einem grossen Bombardement. Meinen Rucksack auf dem Rücken und meine kleine Schreibmaschine in der Hand, trotzte ich durch die in Ruinen liegenden Strassen. Hie und da brannte das Feuer. Ein russiges Schornsteinrohr stak trotzig aus einer Brandstätte empor; ein Haus lehnte sich mit seinem ganzen Gewicht gegen ein anderes.

Es war wie ein düsterer Traum. Aber das Hotel stand noch. Die Gäste hatten keine Zeit gehabt, in den Keller zu fliehen, als es losging; sie warfen sich in den Gängen auf den Bauch, während Fensterscheiben und Kalkputz auf sie herabregneten. Eine Bombe fiel mitten in einen grossen Brennholzstapel; Hunderte von Holzscheiten trommelten gegen das Dach.

Die Stadt führte ein ungewöhnliches Dasein. Jeden Morgen um halb sieben wurden wir geweckt und sollten aufstehen, ob wir Lust hatten oder nicht. Dann versammelten wir uns vor dem gemütlichen Kamin in unserm Stock zu einem soliden Frühstück, worauf Gäste, Stubenmädchen, Kellnerinnen und alles, was von den Bürgern der Stadt noch übrig war, auf Skiern in den Wald hinauszogen.

Alle Läden waren geschlossen, die Strassen ausgestorben, die leere Stadt wartete auf den üblichen Luftangriff des Tages. Erst um 3 Uhr kamen die Leute

zurück und gingen an ihre Arbeit. Läden und Geschäfte wurden geöffnet, der Speisesaal des Hotels füllte sich mit hungrigen Gästen, endlich konnte man die Menschen treffen, auf die man gewartet hatte.

Es ist 11 Uhr. Ich gehe durch das leere Hotel; nicht eine lebende Seele außer den Krankenschwestern, die die eine Hälfte des Vestibüls abgesperrt und in ein Lazarett verwandelt haben. Alles ist bereit, neue Bombenopfer zu empfangen.

Ich gucke in das kleine Bureau hinter der Barre des Portiers und finde zwei Frauen, die sich über die Bücher des Hotels beugen. Die eine ist die Direktorin, eine zarte, blonde Dame in den Vierzigern in Skihosen und einer grossgewürfelten roten Sportbluse. Sie nimmt sich der Gäste mit einer Sorgfalt an, als existierte der Krieg überhaupt nicht. — Gäste, die täglich Ski laufen, ist sie an diesem mondänen Wintersportplatz gewohnt; aber jetzt sind es Kriegskorrespondenten, finnische und schwedische Offiziere und zahllose Beamte, die wichtige Aufgaben in Lappland haben.

« Ich habe Arbeit zu leisten », sagt sie. « Es ist keine Zeit, im Walde Ski zu laufen. Wenn ich sterbe, dann bin ich alt genug zum Sterben. » Und sie fügt ernst hinzu: « Aber ich sterbe nur, wenn es Gottes Wille ist. »

Dieser fatalistische Glaube ist es, dem man überall in Finnland begegnet und der die Bevölkerung in der schwersten Not aufrecht hält.

Die andere Frau ist klein und dick mit einem grossen, lächelnden Gesicht. Sie kam vor einigen Tagen hierher und

besitzt keine andern Kleider als die, in denen sie steht und geht. Von der Front kam sie, eine Lotte aus Petsamo, die im letzten Augenblick nach Süden durchschlüpfte, ehe es den Russen glückte, den Weg abzusperren.

Und was tut sie hier?

Sie zuckt die Achseln. — Alles mögliche. — Braucht man ein Stubenmädchen, so ist sie Stubenmädchen, und braucht man eine Buchhalterin oder eine Köchin, so ist sie es. Im übrigen aber war sie selbst Direktorin eines der zwanzig grossen Hotels des Touristenvereins. Am Pasvikelv lag es, nicht sehr weit von der norwegischen Grenze. Es hatte Platz für hundert Gäste; im Sommer hatte sie dreissig Mädchen, aber als der Krieg ausbrach, waren es nur noch fünfzehn.

Ein funkelnagelneues Hotel — im April stand es fertig, im Juni brannte das Dach ab, und es wurde sofort ein neues gelegt, aber erst im Oktober war es trocken genug, um gestrichen zu werden. Und als es dann in all seinem neugestrichenen Glanz dastand, kam der Krieg.

Ach ja, sie spürten ihn gleich — Flüchtlinge kamen in grossen Strömen von den Nickelgruben. Die meisten waren englische Familien.

« Und wir trösteten sie den ganzen Tag », sagt sie, « denn sie waren ausser sich vor Aufregung und Sorgen. Es sei ja nicht so gefährlich, sagten wir, es würde schon gehen. Aber am Abend kam die Kassiererin, meine gute Freundin, zu mir herein und liess sich mutlos auf mein Bett sinken. »

« Warum müssen wir sie die ganze Zeit trösten? » fragte sie. « Warum müssen wir sagen: „Seid ruhig, es wird schon gehen“, wo wir es doch sind, die den meisten Grund haben, bekümmert zu sein, denn es ist unser Vaterland, das in Gefahr ist. »

« Als aber alle Ausländer wohlbe-

halten nach Norwegen durchgeschlüpft waren, begannen die Lappen auf der Flucht mit ihren Renntieren zu kommen, und als wir mit denen fertig waren, musste das Hotel geräumt werden. Ich blieb natürlich, aber alle andern zogen fort. Ich hatte keine Ahnung, wie ich alles nur mit den zwei Knaben, die zurückgeblieben waren, auf eigene Faust schaffen sollte. Es waren 40 Zimmer und ausserdem eine Menge Vieh zu versorgen — sechs Kühe, Schweine und Kälber.

Nun, das Vieh wurden wir schnell los; wir schickten es über die Grenzen den Evakuierten und ebenso alles, was wir an Bettzeug, Nahrungsmitteln und Decken hatten. Wir leerten alle Vorräte, und dann begannen wir systematisch das Hotel zu zerstören, so dass die Russen kein Vergnügen daran haben konnten, dort zu wohnen. Wir entfernten Teile von den Maschinen, zerknallten alle Fensterscheiben und hoben die Türen heraus. Alles, was wir so behütet hatten, rissen wir jetzt ganz auseinander; es war einfach scheusslich. Im übrigen aber endete es wohl zu guter Letzt damit, dass die Behörden das Hotel bis auf den Grund abbrannten. Eine befreundete Lotte und ich bekamen plötzlich telephonisch Bescheid von der Front, ob wir kommen und helfen wollten, und das wollten wir natürlich mehr als gern.

„Wie weit wagt ihr euch vor?“ fragte der Offizier.

„Mein Leben ist nicht teurer als das anderer“, antwortete ich, „ich kann also wohl ebenso weit kommen wie ihr.“

Und dann reisten wir ostwärts.

Ich bin Bureaulotte; aber in dem Touristenhotel, in dem sie einquartiert waren, gab es sonst niemand, der für sie hätte kochen können, und so stand ich denn um 5 Uhr morgens auf und machte Tee. Und kaum war ich mit allem fertig, als es auch schon loszuknallen begann und wir in aller Eile, ohne zu essen, flüchten mussten. Am Nachmittag hatten die Soldaten Tee und Butterbrote zurück-

erobert und bekamen endlich etwas zu essen; aber wohnen sollten wir wieder dort. Oft zieht man sich zurück, selbst wenn man siegt. Das zweitemal war ich nicht mit ihnen draussen, denn da war ich schon in einem Bureau als Bureaulotte tätig. Zuerst waren wir zwei, später kam noch eine hinzu. Wir führten eine Kartothek über alle Soldaten und verzeichneten, wer die verschiedenen Kämpfe mitgemacht hatte, wer gefallen oder verwundet war usw.

Der Kompagnieführer schrieb immer persönlich an die Hinterbliebenen, aber wir Lotten hatten nachher die Korrespondenz darüber zu führen, wohin die Leiche geschickt werden sollte. Wir führten Kriegstagebuch und hatten Tag und Nacht Telephonwache. Unser Bureau lag nur vier Kilometer hinter der Front, so dass es oft laut herging. Wenn die Flieger kamen, stürzten wir in den Wald hinaus, denn einen Luftschutzraum hatten wir natürlich nicht. Knallten sie mit Maschinengewehren, so war es am besten, sich an einen Baumstamm zu stellen, und wenn sie Bomben warfen, so legte man sich am besten flach auf den Boden, denn Granatsplitter fliegen ja immer hoch.

Ach, viele Male habe ich draussen im Walde gestanden und gedacht: Jetzt ist alles aus! Aber das merkwürdigste ist, dass man, wenn es dann überstanden war, wieder an seine Arbeit gehen konnte, als wäre nichts geschehen. Wenn wir einen Ueberfall erwarteten, wurde ich immer so schrecklich schlaftrig — ich glaube, es war die Aufregung, die müde machte. Zuletzt wurden wir drei nach Süden geschickt, und das ging so schnell, dass wir nicht einmal unser Gepäck mitbekamen.»

Und nun sitzt sie hier, ist ihrer Stellung beraubt, ihr Hotel ist abgebrannt, und sie besitzt nichts mehr auf der Welt als das Kleid, das sie trägt.

« Sie wissen ja im Touristenverein, dass ich zu allem zu gebrauchen bin », sagt sie. « Wir Direktoren kennen alles durch und durch, und ich habe keine Scheu, als Stubenmädchen zu arbeiten, bis es wieder einmal ein Hotel für mich



Albert Häubi

Federzeichnung

gibt. Die Hauptsache ist, dass ich helfen kann. »

Ein kleines Einzelschicksal aus der Schar der Hunderttausende. — Ich könnte fortfahren, solche einzelne hervorzuholen, ich könnte sie aus andern Frauenorganisationen, ich könnte sie von ganz ausserhalb der Reihen der Vereine holen, denn in Finnland fanden sich genug, die nur den einen Gedanken hatten, ihrem Lande zu dienen.

Vier Tage vor Friedensschluss reiste ich ab, der Geist war so ungebrochen wie je.

« Kein Opfer ist zu gross », sagten sie, « wir wollen bis zum Letzten kämpfen, lieber den Tod als die Sklaverei. »

Ach ja, manchmal waren Tränen in ihren Augen — aber es waren keine Tränen der Angst.

Das ist nicht schweizerische Eigenart:

Die wiedergegebenen Ausschnitte sind keine Ausnahmen.
Das Bedenkliche ist, dass die Überfülle läppischer, an die



Er — ein junger, hoffnungsvoller Offizier von Rang und Namen, Sie — ein zartes, einfaches Mädchen „von einfachem Stand“. Zwei Menschen, in aufrichtiger, reiner Liebe einander zugetan. Kann sie den Makel ihrer Vergangenheit auslöschen, wird es ihm möglich sein, den Abgrund zu überbrücken, der seine und ihre Welt trennt? Oder gehen beide der Katastrophe entgegen, die die Engherzigkeit ihrer Zeit befürchten lässt.

Verbot!

Da die unbeschreiblich lustigen Vorkommnisse und die enormen Lachsalven, die dieses Bombenlustspiel hervorrufen, selbst die besterzogendsten

Menschen vor Begeisterung des öfters ihre Umwelt vergessen lässt, bitten wir die verehrten Besucher recht höflich, dem Nebenmann . . . insbesondere aber der Nebenfrau nicht dauernd auf die Schenkel zu klopfen und auch die Schultern des Vordermannes etwas zu schonen.

Hemmungsloses Tränenlachen ist gestattet!



Das Publikum ist buchstäblich sprachlos, begeistert und hingerissen von den phantastischen, sensationellen Abenteuern

Ein Abenteuerfilm, der auf den Besucher losgeht und ihn mit seinen tollkühnen Sensationen umklammert



Einmal ein Kriminalfilm, der nicht nur **Männer** zu packen weiss, sondern den sich auch **Frauen** mit grossem Genuss ansehen, weil er seiner innern Spannung und raffinierten Handlungsführung wegen auf grobe äussere Effekte verzichten kann!

Eine Blütenlese aus der Kinoreklame

niedersten Triebe sich wendenden Anpreisungen so gross ist,
dass es geradezu schwer war, eine Auswahl zu treffen.



Männer, wie die Welt sie noch nie sah

Männer, wie sie nicht mehr wiederkehren

Männer wie Riesen, Riesen wie die Urwaldbäume, um die sie kämpfen. Männer, die mit beiden Beinen auf der Erde stehen und den Kopf hoch tragen. Männer, die sich holen, was sie brauchen, wenn sie wollen, alles, Leben, Liebe, Land . . .



Was will diese schöne Unbekannte im Bette eines fremden Ehemannes? Was würden Sie, was würde Ihre Gattin dazu sagen? Eine pikante Szene mit Herti Kirchner und Albert Mitterstock

Tausende von Filmen werden noch kommen, aber einen vergessen Sie nie!

Wir wollen es zum vornherein offen sagen: Leute mit schwachen Nerven bleiben besser weg!

Wer diesen Kriminalfilm nicht sieht, kann nie mehr mitreden, wenn von grossartigen Filmen gesprochen wird.

Es gibt keine Sensation, die nicht in diesem Film vorkommt. Der gewaltigste G-Menkampf gegen die gefährlichste Bande, die jemals Amerika unsicher gemacht hat.

Er betörte die Frauen mit seinen blassen Blicken und trieb sie an den Rand der Selbstbeherrschung]

Welche Zauberkraft lag in einem Blick aus den Augen des Mannes aus Glut, Eis u. Leidenschaft?

